

Frank Rost

Ohnmacht – Deutsche Mühlen mahlen langsam

(Leseprobe)

Widmung

Den vielen Menschen,
die auf die Zahlungen der Ämter angewiesen sind,
aber trotz aller Widrigkeiten nicht aufgeben.

Die jeden Tag alles daransetzen,
aus den Bezügen wieder herauszukommen,
obwohl sie immer wieder an Grenzen stoßen.

Die für wenig Geld arbeiten,
trotz Schichtdienst, Minijob oder Werkvertrag,
und am Ende doch aufstocken müssen,
um ihren Kindern eine Mahlzeit mehr auf den Tisch zu stellen.

Die versuchen, ihren Kindern Werte mitzugeben,
sie zu anständigen, selbstbewussten Menschen zu erziehen,
und doch erleben müssen,
wie diese wegen der finanziellen Engpässe verspottet und gemobbt werden.

Euch, die ihr kämpft,
die ihr trotz Hürden und Rückschlägen den Mut nicht verliert,
ist dieses Buch gewidmet.

Prolog

Es beginnt unscheinbar.

Ein Formular, ausgefüllt zwischen Tür und Angel. Ein Name, den niemand kennt,
eine Adresse, die nie bewohnt war, ein Geburtsdatum, das niemand nachprüft. Und
irgendwo auf einem Bildschirm leuchtet ein grünes Häkchen: *Antrag genehmigt*.

Ab da läuft es wie von selbst. Monat für Monat fließen Zahlungen. Bürgergeld,
Kindergeld – auch für Kinder, die angeblich im Ausland leben, Kinder, die es
vielleicht nie gegeben hat. Auf Konten, die eigens für diesen Zweck eröffnet wurden.
Es ist ein System, das auf Vertrauen basiert, aber Vertrauen kennt keine Kontrolle.

Für manche Familien ist es der einzige Halt. Für andere ist es eine Goldgrube. Wer
weiß, wie man die Formulare biegt, wie man Zahlen erfindet, wie man Adressen
verschiebt, der kann aus kleinen Beträgen große Summen machen. Leise, unsichtbar,
ohne Aufsehen.

Die Ämter arbeiten langsam. Die Banken mauern, solange keine richterlichen
Beschlüsse vorliegen. Und selbst wenn: Zwischen Antrag und Kontrolle vergehen
Wochen. Wochen, in denen Geld längst verschwunden ist, abgehoben in bar, getragen
über Grenzen, verteilt in Kanäle, die kein Protokoll mehr erreicht.

Und während die Ermittler Schritt für Schritt hinterherlaufen, mahlen die deutschen
Mühlen – beharrlich, aber quälend langsam. Zu langsam für jene, die gelernt haben,
ihre Geschäfte ausgerechnet in den Lücken des Gesetzes zu machen.

Bis eines Tages das Schweigen bricht.

Ein Feuer lodert, eine Leiche wird gefunden, sieben Menschen sterben. Und plötzlich
zeigt sich, dass hinter den Formularen mehr steckt als Zahlen und Stempel. Dass Gier
nicht nur Konten leert, sondern auch Leben kostet.

Die Frage bleibt: Wer nutzt das System – und wer zahlt den Preis?

Brand in Blumenthal

Der Einsatzbefehl kam nüchtern über Funk: „*Wohnungsbrand mit Personenschaden, Blumenthal, Kapitän-Dallmann-Straße.*“

Merle und Bäumer warfen sich einen kurzen Blick zu. Schrottimmobilien in dieser Gegend – das roch schon von Weitem nach Ärger.

Als sie eintrafen, war die Feuerwehr noch mit den Nachlöscharbeiten beschäftigt. Schwarzer Rauch hing träge zwischen den Häusern, der Geruch von verbranntem Plastik und Chemie stach in die Nase. Der Putz an der Fassade war gesprungen, die Fenster im ersten Stock nur noch schwarze Löcher.

„Da oben“, sagte ein Feuerwehrmann knapp und wies mit dem Kinn. „Einer hat’s nicht rausgeschafft.“

Die beiden stiegen die rußverschmierte Treppe hinauf. Im Flur war jeder Atemzug schwer, selbst durch die Tücher vor Mund und Nase. In der Wohnung stand noch das Löschwasser, die Wände schwarz, der Boden übersät mit verkohlten Resten. Mitten im Raum lag der Körper – unkenntlich, aber zweifellos tot.

Bäumer schüttelte den Kopf. „Der hat keine Chance gehabt.“

Merle kniete sich neben die Reste der Matratze. „Siehst du das? Hier und da.“ Sie deutete auf dunkle, glänzende Flecken am Boden. „Brandbeschleuniger.“

„Und nicht zu knapp.“ Bäumer zeigte auf die Ecken des Zimmers. „Da, und da hinten auch. Das Feuer hat gleichzeitig an mehreren Stellen gefressen. Das war Absicht.“

Merle richtete sich auf. „Also kein Unfall. Jemand wollte, dass alles hier in Schutt und Asche liegt.“

„Und jemand wollte, dass der da nicht mehr aufsteht.“

Draußen schrie ein Feuerwehrschauch noch einmal auf, Wasser prasselte gegen die Außenwand. Drinnen war es plötzlich still, nur das Knacken der noch glimmenden Balken erinnerte daran, wie knapp hier gerade alles gewesen war.

Merle und Bäumer traten einen Schritt zurück, als das Team der Kriminaltechnik die ausgebrannte Wohnung betrat. Zwei Männer in weißen Overalls, Kamera um den Hals, die Handschuhe schon rußverschmiert.

„Wir fangen mit der Spurensicherung an“, sagte einer knapp, dann klickte die Kamera los – Raum für Raum, Ecke für Ecke.

Merle sah zu, wie kleine Metallbehälter aufgestellt wurden, Proben von den dunklen Pfützen abgesaugt und in Plastikbeutel verschlossen. „Das Zeug geht ins Labor. Wenn da noch Reste von Benzin oder Terpentin drin sind, haben wir es schwarz auf weiß.“

Bäumer nickte und betrachtete den verkohlten Türrahmen. „Jemand hat hier nachgeholfen. Und zwar mit Plan. Gleichzeitige Brandherde, das spricht für Vorbereitung, nicht für einen dummen Zufall.“

„Vielleicht auch, um Spuren zu verwischen“, warf Merle ein. „Wenn man alles verbrennt, bleibt nicht viel übrig. Keine Papiere, keine Fingerabdrücke, kein Tatort mehr.“

Die Kriminaltechniker markierten mit gelben Nummernschildern die Stellen, an denen der Brand begonnen hatte. Einer hielt plötzlich inne. „Hier, am Fensterrahmen. Da ist was drauf.“ Mit einer Pinzette zog er einen geschmolzenen Plastikrest heraus. „Sieht aus wie der Hals einer Flasche. Wahrscheinlich der Rest vom Brandbeschleuniger-Behälter.“

Merle zog die Augenbrauen hoch. „Dann hat der Täter es eilig gehabt. Sonst hätte er die Spuren beseitigt.“

„Oder er war sich sicher, dass sowieso alles abbrennt“, brummte Bäumer.

Sie standen noch eine Weile schweigend zwischen dem Schutt, während draußen die Feuerwehr die letzten Glutnester ablöschte.

Dann sagte Merle leise: „Die entscheidende Frage ist: Wollte jemand wirklich nur die Wohnung vernichten – oder wollte er den Mann da drinnen tot sehen?“

Bäumer sah sie an. „Wir sollten uns auf Letzteres einstellen.“

Die Bewohner

Vor dem Haus drängten sich die Bewohner. Männer, Frauen, Kinder – alle standen sie in kleinen Gruppen zusammen, sprachen durcheinander, wild gestikulierend. Es war ein Stimmengewirr, das Merle und Bäumer kaum einordnen konnten. Keine deutschen Worte, nur fremde Sprachen, hart und hastig über die Straße geworfen.

Die Leute waren es gewesen, die das Feuer bemerkt hatten. Sie hatten sofort reagiert, schrien, rissen Türen auf, trugen Kinder und Frauen nach draußen. Ohne sie wären sicher mehr als nur eine Wohnung ausgebrannt. Doch warum einer von ihnen es nicht mehr nach draußen geschafft hatte, das wusste niemand. Vielleicht war er eingeschlossen, vielleicht schon bewusstlos, vielleicht hatte er geschlafen und den Rauch zu spät bemerkt. Alles war möglich.

Merle und Bäumer wussten nur eins: Drinnen war einer verbrannt, ein Mann oder jedenfalls ein Mensch. Wer er war, das musste erst noch geklärt werden.

Dann trat ein Mann nach vorne, Mitte vierzig, kräftige Statur, entschlossener Blick. Er stellte sich als **Wladimir** vor. Einer der wenigen hier, die Deutsch sprachen. Ab sofort war er das Bindeglied zwischen Polizei und Bewohnern.

Doch die Bereitschaft zur Zusammenarbeit hielt sich in Grenzen. Viele blickten misstrauisch, einige wandten sich ab, andere taten so, als verstünden sie kein Wort. Jeder Satz, den Wladimir übersetzte, klang wie durch Watte, als würde er schon auf halbem Weg die Hälfte der Wahrheit verlieren.

„Ohne ihn kommen wir hier nicht weiter“, murmelte Merle.
Bäumer nickte knapp. „Und selbst mit ihm werden wir nicht viel bekommen.“

Es blieb dabei: ein verbrannter Körper in einer ausgebrannten Wohnung – und eine Wand aus Schweigen drumherum. Punkt, Ende.

Merle zog Wladimir beiseite. „Wir müssen ein paar Aussagen bekommen, sonst tappen wir völlig im Dunkeln. Frag sie, wer das Feuer zuerst gesehen hat.“

Wladimir nickte, trat in die Runde und redete hastig in einer Sprache, die Merle und Bäumer nicht verstanden. Eine Frau hob schließlich zögernd die Hand, die anderen schauten zu Boden. Wladimir übersetzte: „Sie hat Rauch gerochen, dann Flammen aus dem Fenster gesehen. Sie hat die Kinder geweckt und rausgebracht.“

„Frag, ob sie den Mann kennt, der in der Wohnung war.“

Die Frau schüttelte den Kopf. Wladimir zuckte mit den Schultern. „Sie sagt, er sei allein dort gewesen. Mehr weiß sie nicht.“

Ein junger Mann mischte sich ein, redete laut, fast aggressiv. Wladimir hörte zu, dann übersetzte knapp: „Er meint, die Polizei solle sich raushalten. Sie regeln das selbst.“

Bäumer trat einen Schritt näher, seine Stimme fest: „Sag ihm, hier ist ein Mensch verbrannt. Das ist keine Privatsache.“

Wladimir übersetzte, der junge Mann kniff die Lippen zusammen und schwieg.

Ein älterer Bewohner schließlich, die Hände voller Ruß, sprach ruhig ein paar Sätze. Wladimir fasste es zusammen: „Er sagt, sie hätten alle geholfen, jeder so gut er konnte. Aber warum der Mann nicht rausgekommen ist – keiner weiß es.“

Mehr war aus der Menge nicht herauszuholen. Viele blickten ab, sobald Fragen gestellt wurden. Ein paar tuschelten, drehten sich weg.

Merle schloss ihr Notizbuch. „Das reicht für heute. Alles andere erfahren wir vielleicht, wenn sie verstanden haben, dass wir nicht weggehen.“
Bäumer nickte. „Oder wenn sie nicht mehr zusammenhalten.“

Als sich die Menge wieder beruhigte, wandte sich Merle an Wladimir.
„Sag mal, woher stammen diese Leute eigentlich? Und wie lange sind die schon hier?“

Wladimir zögerte, kratzte sich am Kinn. Dann sprach er leiser, fast verschwörerisch:
„Die meisten kommen aus Osteuropa. Rumänen, Bulgaren, ein paar Ukrainer. Manche sind erst seit Wochen hier, andere vielleicht ein, zwei Jahre. Aber alle wohnen sie in diesen Häusern, zusammengepfercht. Billige Zimmer, bar bezahlt. Arbeit finden sie mal hier, mal dort – wenn überhaupt.“

Bäumer zog die Stirn kraus. „Also klassische Schrottimmoblie. Vermieter kassiert, und die Leute müssen sehen, wie sie überleben.“

Wladimir nickte. „Genau. Viele haben Angst. Vor Behörden, vor der Polizei, auch vor denen, die ihnen die Zimmer vermieten. Darum sagen sie nicht viel. Sie fürchten, dass sie sonst alles verlieren.“

Merle notierte sich ein paar Stichworte. „Also keine stabilen Verhältnisse. Keine Verträge, keine Sicherheit. Und mittendrin ein Mann, der verbrannt ist.“

Wladimir hob die Hände. „Mehr kann ich nicht sagen. Aber Sie müssen verstehen – sie sind nicht freiwillig still. Sie haben einfach Angst.“

Merle und Bäumer tauschten einen Blick. Das Bild wurde klarer: ein Geflecht aus Armut, Abhängigkeit und Schweigen. Und mittendrin ein Toter, der vielleicht mehr über dieses Haus verriet, als es irgendjemand wollte.

Die Drahtzieher

Weit weg von der Kapitän-Dallmann-Straße, in einer grauen Wohnung am Rand einer osteuropäischen Großstadt, saßen die Männer, die die Fäden in der Hand hielten. Keine Schrottimmoblien, keine rußgeschwärzten Wände – sondern dicke Vorhänge, billiger Wodka auf dem Tisch und Telefone, die niemals stillstanden.

Sie waren sofort informiert worden. Das Feuer in Bremen passte ihnen nicht in den Kram. Ein verbrannter Mann bedeutete Fragen, Polizei, Presse. Und Fragen bedeuteten, dass irgendwann jemand auf die Idee kommen konnte, nach den Leuten zu suchen, die sie überhaupt erst nach Deutschland geschickt hatten.

Einer der Männer legte das Telefon beiseite, zündete sich eine Zigarette an. „Finde heraus, wer mit der Polizei gesprochen hat“, knurrte er. „Wir brauchen Namen. Und wir brauchen sie schnell.“

Ein anderer nickte, kritzelte etwas in ein abgegriffenes Notizbuch. Kontakte vor Ort, Leute, die gegen ein paar Euro alles erzählen würden – die gab es genug. Sie selbst blieben lieber in der Heimat. Sicher, anonym, weit weg von den ausgebrannten Treppenhäusern.

Doch ihre Finger reichten bis nach Bremen. Und die Nachricht war klar: Sie wollten Kontrolle behalten. Über ihre Häuser, ihre Mieter, ihr Geld. Und niemand sollte glauben, dass ein Feuer sie davon abhalten könnte.

Das Telefon klingelte in der kleinen Wohnung am Rand der Stadt. Der Mann mit der Zigarette hob ab.

„Ja?“

Am anderen Ende war ein Vertrauter in Bremen, die Stimme gedämpft, fast flüsternd: „Die Polizei war hier. Sie haben Fragen gestellt.“

„Und?“

„Die Leute haben kaum etwas gesagt. Nur einer hat gesprochen. Wladimir. Er übersetzt für sie.“

Einen Moment war es still. Dann ein hartes Ausatmen. „Wladimir also.“

Der Vertraute fuhr fort: „Er hat mit der Polizei geredet, mit den beiden Ermittlern. Ohne ihn hätten sie gar nichts erfahren.“

„Zu viel geredet?“

„Noch nicht. Aber er könnte.“

Die Männer in der grauen Wohnung tauschten Blicke. Einer griff nach dem Notizbuch, schrieb langsam einen Namen. **Wladimir.**

„Behalte ihn im Auge. Kein Wort zu viel. Wir müssen wissen, wie weit er geht – und ob er ein Problem wird.“

„Verstanden“, kam es knapp zurück.

Das Gespräch endete. Die Zigarette glimmte weiter im Aschenbecher, während der Rauch in dicken Schlieren an der Decke hängen blieb.

Wladimir

Spät am Abend saß Wladimir in seiner kleinen Wohnung, das Handy auf dem Tisch. Der Tag hing ihm schwer in den Knochen, die Bilder vom Feuer wollten nicht verschwinden. Da vibrierte das Telefon. Unbekannte Nummer.

Er nahm ab. Zunächst nur Stille. Dann eine Stimme, rau, fremd, ohne Gruß:
„Wladimir.“

Er schwieg, wusste sofort, was kam.

„Wir haben gehört, du hast mit der Polizei geredet. Übersetzt. Mehr, als nötig war.“

„Ich ... ich habe nur einfache Fragen beantwortet“, stammelte er.

Die Stimme blieb kalt: „Hör zu. Du hältst die Schnauze. Keine Internas, keine Geschichten. Du übersetzt, was wir dir erlauben – und sonst nichts. Verstanden?“

Wladimir schluckte. „Ja, ich ...“

„Ruhig bleiben. Mach keine Wellen. Wenn du den Mund zu weit aufmachst, erfährt deine Familie in Bulgarien davon. Deine Frau, deine Kinder. Verstehst du?“

Seine Hand zitterte. „Bitte, sie haben nichts damit zu tun ...“

„Dann sorg dafür, dass es so bleibt. Und vergiss nicht – auch du kannst Betonschuhe bekommen. Die Weser ist groß genug. Ein Schritt daneben, und du bist weg.“

Ein Klicken, dann nur noch das Tuten der unterbrochenen Verbindung.

Wladimir starrte auf sein Handy, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er wusste jetzt: Er war mittendrin. Zwischen Polizei und Drahtziehern, und jeder Schritt konnte der falsche sein.

Der Leichnam

Die Männer der KTU trugen den Leichnam hinaus. Eine Bahre, abgedeckt mit einer grauen Plane, kaum mehr als ein Bündel verbrannter Knochen und Fleisch. Niemand sprach ein Wort.

Amtsarzt Dr. Janzon ging mit, das Gesicht versteinert. Er war nicht zu beneiden. Was von dem Körper übrig war, ließ kaum noch Rückschlüsse zu – verkohlt bis in die Tiefe, die Haut schwarz, die Glieder steif wie Holz. Eine Hitzebelastung, wie sie nur bei einem Feuer herrscht, das mit Absicht entfacht worden war.

„Fast nichts mehr erkennbar“, murmelte Janzon, als er neben Merle und Bäumer stehen blieb. „Aber wir werden sehen, ob sich noch feststellen lässt, ob er vor dem Brand schon tot war – oder ob er lebend verbrannt ist.“

Merle nickte knapp. Sie wusste, was das bedeutete: Nächte im Labor, mühsame Schnitte, Proben von Gewebe, das kaum mehr existierte. Keine Arbeit, um die man jemanden beneidete.

Die KTU markierte unterdessen den Raum, in dem der Körper gelegen hatte. Verkohlte Matratze, schwarze Balken, der Boden aufgeplatzt. Alles deutete darauf hin, dass hier der Ausgangspunkt des Feuers lag.

„Wenn wir die Brandursache finden, dann hier“, sagte einer der Techniker. Er deutete auf die Wand, an der das Feuer zuerst hochgeschlagen war. „Viel Benzin, viel Hitze. So sieht’s aus.“

Der Tote war unterwegs in die Rechtsmedizin und zurückblieb ein Raum voller Fragen.

Merle strich sich die Haare aus der Stirn. „Alles beginnt und endet mit diesem Zimmer. Wenn wir wissen, wie das Feuer gelegt wurde, dann wissen wir auch, warum der da drinbleiben musste.“

Bäumer sah sie ernst an. „Und vielleicht auch, wer ihn dort haben wollte.“

Neugierig geworden?

Der vollständige Roman „Ohnmacht – Deutsche Mühlen mahlen langsam“ erscheint demnächst.

**Mehr unter:
www.frank-rost-autor.de**